

MISZELLEN

ULRIKE IKEN

Frauenforschung: Wege im Unwegsamen

I. VORBEMERKUNGEN

Die »Methodischen Postulate zur Frauenforschung« von Maria Mies¹ gelten zu Recht auch heute noch als die unentbehrliche Diskussionsgrundlage darüber, was Frauenforschung ist und sein soll. Seit ihrem ersten Erscheinen 1978 sind gut 15 Jahre vergangen. Inzwischen ist es auch für eine gerade an die Hochschule wechselnde Studentin nicht mehr schwer, Seminare mit frauenspezifischer, gar feministischer Zuspitzung zu besuchen. Vorbei die Zeiten, in denen Frauen nur nach intensivem Ausspähen die Aushänge Gleichgesinnter fanden, um sich dann in irgendwelchen Kellerräumen zum Gedankenaustausch zusammenzufinden. Frauenvorlesungsverzeichnisse, Frauenringvorlesungen, Frauenseminare, Frauenforschungs Koordinationsstellen, Frauenforschungsschwerpunkte ...

Doch was hat sich geändert dadurch?²

Die feministische Forschung versteht sich als Theorie einer Bewegung, der sog. Neuen Frauenbewegung, die sich im Zuge der Studentenbewegung der 70er Jahre herauskristallisierte.

¹ *Maria Mies*: Methodische Postulate zur Frauenforschung, in: Beiträge zur Feministischen Forschung und Praxis H. 11 (1984).

² Ausgangspunkt für meine folgenden Überlegungen waren eine Reihe von Interviews, die ich im Jahre 1990 an der Universität Münster mit einigen dort wissenschaftlich arbeitenden Frauen durchführte. Es handelte sich dabei um nicht-standardisierte Interviews mit offener Fragestellung, die ich mit Hilfe der Methoden der qualitativen Sozialforschung auswertete (*Anselm Strauss*: Grundlagen qualitativer Sozialforschung, München 1991).

Die politische Frauenbewegung ist von ihrer Entstehungsgeschichte als auch von ihrer inhaltlichen Ausrichtung zunächst einmal eine Gegenbewegung. Entsprechendes gilt für die Frauenforschung. Die Kritik der herkömmlichen Wissenschaftsentwürfe und des Wissenschaftsbetriebes nimmt einen breiten Raum ein, und auf dem Hintergrund dieser Kritik werden neue Ansätze entwickelt. Demzufolge sind die Vorstellungen und Entwürfe bezüglich einer alternativen Wissenschaft oft ableitbar aus der Kritik: diese bildet sozusagen die Gußform zur Herstellung des ›Positivs‹. Aus dem, was kritisiert wird, wird das ersichtlich, was als Alternative antizipiert und praktiziert wird. So finden sich in den Interviews sehr häufig Vergleiche: die vorgefundene Art des Forschungsbetriebes wird in Beziehung gesetzt zu den Erfahrungen, die mit Frauenforschung gemacht werden, und das daraus gezogene Urteil lautet: so nicht, sondern so.

Die Hochschule wird dabei als ein von männlichen Interaktions- und Kommunikationssystemen geprägter Raum erlebt. Die Titulierung als »männerdominierter Raum«, die ich im folgenden übernehme, bündelt die Analyse der interviewten Frauen, daß Konkurrenz, Abgrenzung, Machtgehebe, Verzweckung der wissenschaftlichen Arbeit aus Prestige- und Karrieredenken sowie eine männlich geprägte Sprachkultur als geschlechtstypische Merkmale zu gelten haben. Dagegen werden die Erfahrungen in den »Frauenräumen« gestellt, Zusammenschlüsse wissenschaftlich arbeitender Frauen verschiedener Organisationsgrade. Diese beiden Handlungsarenen werden dabei klar voneinander geschieden. Nicht lediglich zwei unterschiedliche wissenschaftliche Paradigmen stehen hier zur Disposition, sondern zwei soziale Welten, die sich hinsichtlich der Weltanschauung, der geltenden Wertsysteme und der Interaktions- und Kommunikationssysteme unterscheiden. Einige Charakteristika der sozialen Welt »Frauenforschung« werden im folgenden aufgezeigt.

II. ANNÄHERUNGEN

Wissenschaft wird im wesentlichen als Suchbewegung verstanden. Kennzeichnend für diese Suchbewegung ist dabei, daß sie offen auf das Ziel hin ist, somit aber auch Irrtümer einkalkuliert und zuläßt, und daß sie undogmatisch sein will. Auseinandersetzungen werden als sehr positiv bewertet. Dabei wird unter Auseinandersetzung in diesem Zusammenhang etwas anderes verstanden als unter dem Begriff ›Auseinandersetzung‹ in männerdominierten Räumen. Geht es dort um eine Auseinandersetzung, die ein Gegeneinander zur Voraussetzung und zur Folge hat, also um Konfrontation, so meint Auseinandersetzung in diesem Kontext eine produktive und vorwärtsweisende Art des wissenschaftlichen und persönlichen Disputs. Unterschiedliche Ansätze werden ausgefochten, um methodische und inhaltliche Fragen wird gestritten, ohne daß die gemeinsame Basis verlassen wird. Die gemeinsame Basis, im Jargon gesprochen: das ›Frauenbewußtsein‹, dient in solchen Auseinandersetzungen als Bindeglied. Sie bildet den Hintergrund, auf dem Streit über Inhalte, Methoden oder Politik als produktiv und spannend erlebt wird. Ein weiteres wichtiges Merkmal der Frauenforschung besteht für die Frauen in dem Zusammendenken von Forschung und Politik. Keine Zuschauerforschung, sondern engagierte, Partei ergreifende Forschung,

in der die forschende Person aufgrund ihrer Erkenntnisse Stellung bezieht, ist Ziel und Praxis der interviewten Frauen. Und schließlich wird die traditionelle Trennung von Grundlagen- und angewandter Forschung durchbrochen. Der Forschungsprozeß wird stets auf Umsetzungsmöglichkeiten hin angelegt. Umsetzung hat dabei im wesentlichen eine soziale Komponente. Die Vermittelbarkeit an Personen steht im Vordergrund. Diese eher allgemeinen Beschreibungen konkretisieren sich in dem Stellenwert, der den gerade aktuell bearbeiteten Themen zukommt. Themen werden wegen ihrer neuen oder ungewöhnlichen Fragerichtung verfolgt sowie um ihrer ihnen innewohnenden Relevanz oder Brisanz. Interesse ist dabei gleichzusetzen mit der Zuschreibung, etwas mit der eigenen Situation zu tun haben. Das Thema wird in Bezug gesetzt zu Eckpunkten des eigenen Lebens, und die Arbeit an diesem Thema wird (im idealen Fall) Eckpunkt des eigenen Lebens.

In den Interviews wird die Verquickung von thematischer Arbeit und einem Selbsterfahrungsprozeß sichtbar, die bezeichnend ist für viele. Die Relevanz des Themas ergibt sich aus Aspekten der eigenen Person und wird reflektiert auf die Bedeutung für die eigene Person. Was bringt mich weiter, welche Fragen stellen sich jetzt, in meiner augenblicklichen Lebenssituation? – das sind die typischen Fragen, die hinter der Themenwahl stehen. Auf einer grundsätzlicheren Ebene stehen jedoch die Fragen: wer bin ich, woher komme ich, wohin gehe ich? hinter den wissenschaftlichen Diskursen. Dieser enge Zusammenhang von wissenschaftlichen Themen und sehr persönlichen Entwicklungsprozessen ist meiner Ansicht nach ein sehr charakteristisches Kennzeichen. Ein Großteil der Befriedigung, die Frauen aus der Auseinandersetzung mit Frauenforschung ziehen, konstituiert sich über diesen Zusammenhang. Die persönliche Relevanz darf dabei nicht hinter anderen Beweggründen (Karriere, finanzielle Erwägungen u. a.) zurücktreten, so lautet das moralische Postulat an den/die einzelnen Forschenden.

Doch nicht nur über diese individuelle Komponente wird die Relevanz konstituiert. Zur Einschätzung eines Themas als wichtig trägt ebenso die Einschätzung darüber bei, ob es sich um ein Thema handelt, daß die eigene Person zu einer Entscheidung auffordert. Diese Aufforderung zur Entscheidung wird dabei meist sehr unterschwellig transportiert. Themen fordern auf, Position zu beziehen, bzw. indem die Forschende ein Thema wählt, bezieht sie Position, und zwar im politischen wie wissenschaftlichen Sinne.

Konkret heißt das, wenn eine Studentin in ein Seminar das Thema ›Frauengeschichte‹ einbringt, so ist dies nicht mit dem Einbringen eines beliebigen anderen Themas, etwa der Münzprägung während der karolingischen Herrschaft, gleichzusetzen. Sie trifft vielmehr eine Option für die nicht beachteten Frauen der Geschichte und – das ist das Entscheidende daran – macht diese Option öffentlich. Diese Themenwahl kommt also einem Bekenntnis gleich, und die betreffende Frau wird ideologisch einordbar. Dieser Effekt wird in ›männerdominierten Räumen‹ auch durch die Verwendung einer ›frauengerechten Sprache‹ erreicht. Die konsequente Verwendung der weiblichen Form bekommt Bekenntnischarak-

ter und gilt als Erkennungszeichen für die Aufgeschlossenheit gegenüber der ›Sache der Frauen‹.

Hier möchte ich jedoch eine Einschränkung machen, die sich aus persönlichen Beobachtungen im universitären Kontext und nicht aus den Interviews ergibt. Meiner Ansicht nach ist letzteres ein Phänomen einer ›jungen‹ dissidenten Wissenschaft und verändert sich mit zunehmender Akzeptanz. D.h., je stärker frauenspezifische Ansätze und Themen in einem Fach präsent sind, je mehr die Studentinnen im normalen Studienablauf damit in Berührung kommen, desto eher werden die dort behandelten Fragen zu Fragen unter anderen, die mit genauso viel oder wenig Engagement bearbeitet werden.

Entscheidend für die in der Frauenforschung engagierten Frauen ist, daß der Kontext sichtbar bleibt und in die wissenschaftliche Auseinandersetzung eingebracht wird. Selbstzwecklichkeit des Themas, persönliche Relevanz und sichtbare Kontextierung verleihen dem Thema Verbindlichkeit. Es ist nicht gleichgültig, ob, wann und wie gearbeitet wird, »weil dann natürlich auch ein ziemlicher Anspruch dahintersteckte.« Dies prägt den Arbeitsstil. Es wird von allen Frauen von einem sehr intensiven und stringenten Arbeitsstil berichtet, kontinuierlich und mit großem Einsatz wird ein Thema verfolgt. ›Arbeitsstil‹ umfaßt hierbei nicht lediglich die ›klassischen‹ wissenschaftlichen Arbeitsweisen, sondern reicht ins Alltagshandeln hinein.

Ein Großteil der wissenschaftlichen Aktivität wird in einen Zusammenhang verlagert, in dem die Frauen unter sich sind. Wodurch kommt diese bedeutende Stellung der Frauengruppe zustande? Hier können mehrere Momente angeführt werden, deren wichtigstes jedoch die besondere Art der Interaktion unter den Frauen ist. Zunächst einmal haben diese Gruppen die gleiche Funktion wie jede vergleichbare Arbeitsgruppe auch. Sie dienen der praktischen Unterstützung und dem fachlichen Austausch. Auffällig ist lediglich der Grad, in dem die Unterstützung passiert. Sie reicht von der gegenseitigen Hilfe bei der Beschaffung von Arbeitsmaterial, der Durchführung eines Projektes oder der Anfertigung einer Arbeit bis zu Hilfen bei der Bewältigung von Alltagssituationen, die zunächst einmal nichts mit der fachlichen Arbeit zu tun haben. Die Grenze von einer fachlich geprägten Arbeitsgruppe zu einer Selbsterfahrungsgruppe und einem Freundinnenkreis ist fließend.

Von ihrer Konzeption her zeichnen sich die Gruppen, denen die Frauen angehören, durch unterschiedliche Funktionen aus. Zum einen verstehen sie sich als Arbeitsgruppen. Ein Großteil der Interaktionen hat demnach mit den unterschiedlichsten Formen der Arbeit an einem gemeinsamen Projekt zu tun, wie z.B. die Herausgabe eines Buches, der Vorbereitung einer Tagung, aber auch der Besprechung individueller wissenschaftlicher Vorhaben. Die Beschreibung der Art dieser Interaktion umfaßt gegenseitige Hilfestellung bei technischen, organisatorischen und inhaltlichen Problemen, fachlicher Austausch, Aufteilung anstehender Arbeiten. Weiterhin wichtig, jedoch auf einer anderen Ebene liegend, ist die Rückmeldung bezüglich eigener Arbeit und Forschung. Hier geht es nicht mehr um die technisch-organisatorischen Dinge wie Arbeitserleichterung durch Arbeitsteilung. Die

eigene fachliche Arbeit wird zur Disposition gestellt und der Kritik ausgesetzt. Voraussetzung dafür ist ein gewisses Maß an Vertrauen und Offenheit. Und schließlich wird immer wieder die Selbstreflexion genannt, das Sprechen über Erfahrungen aus verschiedensten Lebensbereichen. Hier sind sowohl die Erfahrungen Thema, die im »männerdominierten Raum« der Hochschule gemacht werden, als auch Erfahrungen aus dem privaten, nichtöffentlichen Raum: zurückliegende Erfahrungen aus der Lebensgeschichte ebenso wie aktuelle Ereignisse. Hier kommt auch die zweite Funktion der Gruppen in den Blick, nämlich Selbsterfahrungsgruppen zu sein. In vielen Fällen bleiben die Frauen nicht beim Aufzeigen und Besprechen der Erfahrungen stehen, sondern diskutieren und üben auch Auswege ein. Eine recht pragmatische Selbsthilfe kommt hier zum Ausdruck.

Die Gruppe weist eine Außen- und eine Innenseite bezüglich Darstellung und Wirkung auf. Nach außen hin, also in der öffentlichen Selbstdarstellung, wird ein möglichst einheitliches Gesicht gezeigt, während im Innern der Gruppe kontroverse Diskussionen auch über sehr grundsätzliche Fragen mit viel Engagement und Emotionalität geführt werden. Als Begründung für das nach außen hin geschlossene Vorgehen nennt eine Interviewpartnerin Unangreifbarkeit, die aus diesem Verhalten folgt. Weshalb spielt ein solcher Aspekt eine solche Rolle? Darin kommt die Auffassung der Frauenforschung als Suchbewegung wieder zum Tragen, derzufolge den Diskussionen und Einsichten innerhalb der Frauengruppen sehr stark ein vorläufiger Charakter zugesprochen wird. Es handelt sich um ein Experimentierfeld, was jedoch im wissenschaftlichen Kontext zum Nachteil gereichen kann. Der Prozeß der Wahrheitssuche, die Unabgeschlossenheit, die im Innern positiv bewertet wird, ist an die Außenseite, wo Wissen als etwas Statisches, Fixierbares aufgefaßt wird, nicht in seinem Eigenwert vermittelbar.

Eine weitere, eher nach außen gerichtete Funktion besteht in dem Rückhalt, den die einzelne Frau bekommt. Dieser Rückhalt resultiert vor allem aus der Erfahrung, mit dem Gefühl des Nichtgenügens nicht allein zu sein, dieses nicht im eigenen Versagen zu suchen, sondern das persönliche Ergehen zu verallgemeinern und einen Ort zu haben, an dem die eigenen dissidenten Ideen und Meinungen nicht als Spinnerei, Partikularismus oder Empfindlichkeiten abgetan werden. Das Thema Rechtfertigung spielt hier eine oft unausgesprochene Rolle. Die Frauengruppe ist ein Ort, wo nicht mehr erklärt werden muß, was auch einschließt, daß man sich nicht mehr erklären muß, d.h. rechtfertigen für die persönliche Überzeugung. Unbelastet von diesem Rechtfertigungsdruck kann so den eigenen Themen nachgegangen werden (die Innenseite), nach außen weiß sich frau getragen von einer größeren Anzahl von Frauen, weiß sich also sozial abgesichert.

Die Interaktionen in den Gruppen qualifizieren die Frauen vor allem durch zwei Eigenschaften, die sich auf den ersten Blick zu widersprechen scheinen: zum einen ist von Auseinandersetzung die Rede, zum anderen wird der kooperative Stil herausgehoben. Auseinandersetzung meint dabei in erster Linie kontroverse inhaltliche Diskussionen.

Diese Auseinandersetzung wird als spannend, produktiv und herausfordernd beschrieben. Sehr viel stärker zur positiven Bedeutung der Frauengruppe trägt jedoch die Qualifizierung des persönlichen Umgangs bei. Einfühlsam, kooperativ, intensiv und aufeinander eingehend sind Eigenschaften, die diesem Umgang zugeschrieben werden. Das Ganze faßt eine Interviewpartnerin unter dem Stichwort »Diskussionskultur« zusammen, doch in der Beschreibung wird deutlich, daß es um mehr als Diskussion geht, nämlich um ein alle Interaktionen umfassendes Klima. Das Erleben von Gemeinschaft, in der sich die einzelne anerkannt und aufgehoben fühlt, stellt eine entscheidende Dimension in der Beschreibung der Gruppe dar.

Bei dem Versuch, verschiedene Arten der Interaktion herauszukristallisieren, sind stets Funktionen mit angeklungen, die ich hier noch einmal zusammenfassend aufliste, um anschließend auf die Konsequenzen einzugehen:

- Praktische Hilfestellung sowohl bei fachlichen als auch bei persönlichen Schwierigkeiten
- Selbsterfahrung / Selbstreflexion
- Gemeinschaftserleben
- Praktizieren alternativer Handlungs- und Kommunikationsmuster.

Ich möchte diese Funktionen bündeln in dem Bild eines Refugiums. In der Frauengruppe wird ein geschützter Raum hergestellt. Eine entscheidende Bedingung für die Herstellung dieses Refugiums bildet das Fehlen eines Rechtfertigungsdrucks. Die Gruppe stellt einen Ort dar, »an dem nicht mehr übersetzt werden muß«. Es stellt sich die Frage, was nicht mehr übersetzt werden muß. Eine Antwort auf diese Frage liegt in dem, was im Jargon das ›Frauenbewußtsein‹ genannt wird. Es handelt sich um eine ideologische Grundhaltung, die von allen Gruppenmitgliedern mehr oder weniger explizit geteilt wird und die Basis für das gegenseitige Verstehen und Akzeptieren ist.

Im Handeln und Sprechen unter Frauen werden andere Maßstäbe erlebt. Das Kontrasterlebnis bildet die Basis, auf der bis dahin als Norm akzeptierte Interaktions- und Sprachstile abgelehnt werden, und zwar offensiv und aktiv. Damit meine ich, daß die Ablehnung nicht eine bloße Zurückweisung ist in dem Sinne: »so können/wollen wir nicht reden«, sondern einen durchaus aggressiven Charakter hat. »Es kann ja auch daran liegen, daß die Typen sich nicht richtig ausdrücken können«, dokumentiert diesen offensiven Charakter.

Welcher Prozeß führt zur Ausbildung des gemeinsamen Bewußtseins? Der entscheidende ist der Austausch mit anderen Frauen, wodurch einzelne, individuelle Erfahrungen ›typische Frauenerfahrungen‹ werden. Und – das ist der entscheidende Vorgang in diesem Prozeß – es findet eine Umwertung statt. Wurden Gefühle des Unbehagens oder Ungnügens der eigenen Person zugeschrieben, so wird dies nun als Defizit der Umwelt gesehen. Interaktionsstrukturen, die bisher als Norm akzeptiert wurden, werden durch einen neuen Maßstab ersetzt, die Kontrasterfahrungen in der Frauengruppe bekommen zunehmend normativen Charakter.

Es ist bis zu diesem Punkt ein sehr positives Bild von den Interaktionen innerhalb des ›Frauenzusammenhangs‹ entstanden, und es stellt sich die Frage, ob es noch eine andere, eine konfliktreiche, belastende Seite gibt. In den ersten Interviews habe ich dazu sehr wenig erfahren. Es gibt einige

Hinweise, an denen deutlich wird, daß die Zusammenarbeit unter Frauen eben nicht nur die befriedigende und produktive Komponente hat.

Bei der Betrachtung der Punkte, an denen Konflikte auftreten, läßt sich zunächst einmal eine grundsätzliche Unterscheidung treffen. Es gibt Konflikte unter Frauen, die an der Schnittstelle zwischen dem ›männerdominierten Raum‹ und dem ›Frauenraum‹ auftreten und durch das Aufeinandertreffen der unterschiedlichen expliziten und impliziten Regeln beider Räume entstehen. Weiterhin gibt es Konflikte, die sozusagen ›hausgemacht‹ sind, die sich im Binnenraum von Frauengruppen abspielen und immanent begründet sind.

Zum ersten: selbst für autonome Forschungsstellen gibt es Berührungspunkte mit den etablierten Institutionen der Umwelt, bei denjenigen Frauen, die in einer wissenschaftlichen Institution arbeiten, sind diese selbstverständlich. Diese Berührungspunkte sind konfliktträchtig nicht nur in dem Sinne, daß die beiden Räume miteinander kollidieren, sondern auch für die Frauen untereinander kommt es zu problematischen Konstellationen. In dem Aufeinandertreffen der beiden Räume mit ihren unterschiedlichen Strukturen sind die Fragen strittig, auf welche Art und Weise innerhalb der dominanten Strukturen des ›männerdominierten Raumes‹ die abweichenden Ansätze durchgesetzt werden, ob und welche Art von Zugeständnissen gemacht werden, wie weitgehend sie sind. Illustriert werden kann dies am Beispiel der Hierarchiefrage.

Innerhalb der Frauengruppe ist die gleichberechtigte und auf Konsens beruhende Arbeits- und Umgangsweise Richtschnur. In der Umwelt herrscht jedoch die Struktur, daß jede Gruppe eine leitende Person benennt, die als Verhandlungs- und Ansprechpartnerin fungiert und die vor allem als Einzelperson verantwortlich gemacht wird für getroffene Entscheidungen. Für sie haben die Gruppenentscheidungen also ein ganz anderes Gewicht. In dem Moment wird die Norm ›Gleichberechtigung und Konsens‹ für die Frau zur Belastung. Die Folge ist, daß sie innerhalb der Gruppe die Argumente der ›Außenseite‹ vertreten muß, damit diese Perspektive in die Konsensbildung miteinbezogen wird und die Entscheidung von ihr überhaupt vertreten werden kann. In dem Moment setzt sie sich jedoch des Vorwurfs der Anpassung oder der mangelnden Konsequenz aus. Das Problem wird damit auf die Ebene der Loyalitätsfrage gehoben. Dahinter liegt der Konflikt, der dadurch entsteht, daß eine sehr weitgehende Kritik und der Anspruch nach einer radikalen Veränderung innerhalb der abgelehnten Umwelt umgesetzt werden müssen.³ Es kann nun entweder auf die Realisierung dieser Ansprüche verzichtet werden, oder es können Abstriche daran zugunsten einer Umsetzung gemacht werden. Beide Möglichkeiten sind konfliktbeladen, und dieser Konflikt personalisiert sich in der Frau, die von der Außenseite als Vertreterin der Gruppe gesehen wird. Diese Situation ist belastend, und zwar in erster Linie für die Frau, die die Aufgabe der Außenvertretung innehat. Mit dem Gefühl, ›zwischen allen Stühlen zu sitzen‹, entsteht ein Druck, es allen recht machen zu müssen und zu keiner der beiden Interessengruppen zu gehören.

³ Dabei sind selbst die autonomen Gruppen auf eine partielle Zusammenarbeit mit ›männerdominierten Räumen‹ angewiesen, z. B. wenn es um Finanzierungen geht.

Bei den Konflikten im Binnenraum der Frauengruppe lassen sich folgende Bereiche eruieren. Zum einen entstehen problematische Situationen durch die diffuse Bestimmung des Charakters der Gruppe. Es existieren unterschiedliche Erwartungen bezüglich Funktion und Art der Arbeit. Es bedarf eines Aushandlungsprozesses, diese Erwartungen zu synchronisieren. Dieser Aushandlungsprozeß selber ist mühsam, zudem ist der Erfolg nicht immer gegeben. Die Tatsache, daß Gruppen nicht funktionieren und sich aufgelöst haben, findet sich verschiedentlich in den Interviews.

In einigen Interviews scheint ein Aspekt durch, der in den expliziten Beschreibungen der Interaktionen in den Frauengruppen sehr häufig fehlt. Die bewußt erfaßten gemeinsamen Interessen, die das Bindeglied der Gruppe darstellen, sind das Resultat von Arbeit; Arbeit, die erforderlich ist, um aus einer Anzahl unterschiedlicher Individuen eine Gruppe zu konstituieren und eine gruppenspezifische Weltsicht zu entwickeln. Diese Arbeit läßt die unmittelbare Übereinstimmung im ›Frauenbewußtsein‹ als Mythos erscheinen. Dies zeigt sich auch noch an einem weiteren Sachverhalt. Für die Frauen hat die Zusammenarbeit mit anderen Frauen einen hohen Stellenwert, und diese Zusammenarbeit ist auch in ihre Lebenskonzeption eingebunden. Als Wissenschaftlerin mit anderen Frauen zusammenzuarbeiten und zu leben, in verbindlicheren Strukturen als in den jetzigen Gruppen, wird als langfristiges Ziel angegeben. Diese Perspektive ist jedoch weder in der Vergangenheit realisiert gewesen noch wird sie künftig sehr bald realisiert. Ein gemeinschaftliches Projekt, das über die oben dargestellte Form hinausgeht, ist eben nicht mehr auf der Basis des Konsens des Frauenbewußtseins und der gegenseitigen Sympathie herzustellen.

Ein zweiter konfliktgeladener Bereich liegt in der Umsetzung von Ansprüchen an die Person der Forscherin und von inhaltlichen Ansprüchen in die Praxis. Auf diesem Wege entstehen eine Vielzahl von Reibungspunkten, die belastende Situationen für die Frauen darstellen. Gerade der Anspruch nach der Andersartigkeit der Interaktionen unter Frauen führt dabei immer wieder zu Komplikationen, nämlich dann, wenn eine Frau sich nicht mehr kooperativ, einfühlend oder basisdemokratisch verhält. D.h. mit den Ansprüchen werden eine Reihe von impliziten Regeln aufgestellt, die Einhaltung durch die einzelnen Individuen erfordern. Doch gibt es immer wieder Situationen, wo sich Frauen aus den unterschiedlichsten Gründen nicht an die Spielregeln halten. So kann es durchaus zu Rivalitäten und Konkurrenzen kommen, die dann nicht weniger heftig oder mit anderen Mitteln als im ›männerdominierten Raum‹ ausgetragen werden. Hier werden diejenigen Durchsetzungsstrategien, die in den ›männerdominierten Räumen‹ für nötig erachtet werden, auch gegen Frauen eingesetzt.

Die nicht gelingende Umsetzung von inhaltlichen Ansprüchen der Frauenforschung bereitet Frauen weniger Probleme. Die Anpassung von nicht realisierbaren Vorgaben an die eigene Arbeit gelingt ohne große Schwierigkeiten.

rigkeiten, wenn sie auch immer wieder zur Diskussion gestellt und als Problem präsent gehalten wird.

Abschließend soll noch kurz auf die Problematik eingegangen werden, die daraus resultiert, daß ›Frauenforschung‹ als Begriff und als Bewegung ein Phänomen im Entstehen ist. Ich habe von der Vagheit dessen, was unter Frauenbewußtsein gefaßt wird, gesprochen. Darin liegt die Möglichkeit für die unterschiedlichsten Gruppen, diese Titulierung für sich zu reklamieren und anderen abzusprechen. Innerhalb des »Wir« des Frauenzusammenhangs haben sich eine Vielzahl von »Sie« herausgebildet. Für die Frauen in autonomen Forschungsstellen stellen die Frauen in institutionalisierten Einrichtungen das »Sie« dar und umgekehrt, oder es ist die Rede von den »oberen Feministinnen« (die ›Berühmten‹, die ›Frauen der ersten Stunde‹). Zwischen diesen einzelnen Gruppen gibt es Ressentiments, die recht offen zutage treten.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, daß bei der Beschreibung des Komplexes »Umgang mit Subjekten« die positiven Seiten der Interaktion herausgehoben werden, während die belastenden oder konfliktgeladenen Situationen weniger direkt präsentiert werden. Ich sehe darin den Versuch, eine idealtypische Kultur zu schaffen, die das Gegenstück zu der abgelehnten männlich dominierten Kultur darstellt.

Diese idealtypische Kultur, die sich qua Geschlechtszugehörigkeit konstituiert, ermöglicht den Frauen eine Identität als individuelle Frau und als Angehörige einer sozialen Welt, der Frauenforschung. Individuelle und kollektive Identität können zur Deckungsgleichheit gebracht werden. Im kommunikativen Prozeß wird eine elementare Gemeinsamkeit der individuellen Gefühls- und Erlebnislagen konstatiert und zu einer kollektiven, gruppenspezifischen Gemeinsamkeit konstruiert. Die Frage: wer bin *ich*?, die eigene Lebensperspektive, die unter dem Gesichtspunkt Frauensein bearbeitet werden muß, geht in der Frauenforschung eine Allianz ein mit der Frage: wer sind *wir*?, einer gruppenspezifischen Perspektive. Die negativen, diskriminierenden Erfahrungen, die man als Frau in bestimmten Situationen macht, werden verknüpft mit einer gesellschaftlichen Analyse und dem Ziel einer Bewegung. Infolgedessen werden individuelle und gruppenspezifische Optik deckungsgleich bezüglich der Interpretation von Erfahrungen, bezüglich der Schlußfolgerungen daraus und bezüglich der Umsetzung in Strategien.

Die Identitätskonstruktion erweist sich jedoch bei näherem Hinsehen als nicht so unproblematisch. Diese Problematik werde ich im folgenden unter dem Stichwort des ambivalenten Charakters der Identität beleuchten.

III. »DAS DOPPELTE LOTTCHEN«: DER AMBIVALENTE CHARAKTER DER IDENTITÄT

Die Sozialisation als Wissenschaftlerin geschieht in und durch die Hochschule (von der familiären und schulischen Sozialisation abgesehen), d. h. genau durch jene soziale Welt, die als ›männerdominierter Raum‹ konzipiert wird. Im Laufe der Sozialisation werden die hier bezeichneten Regeln und zugeschriebenen Rollen verinnerlicht und sozusagen als ›Gepäck‹ durch die wissenschaftliche Laufbahn mitgetragen.

Die Frauen verfügen über die Aneignungs-, Interpretations- und Bewertungsstrukturen sowohl der sozialen Welt Wissenschaft als auch der sozialen Welt Frauenforschung, und zwar auch dann, wenn sie sich ganz explizit von denen des ›männerdominierten Raumes‹ abgrenzen. Die aktuellen Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien treten neben diejenigen, die aus dem früheren System stammen. Aus dieser doppelten Wurzel des wissenschaftlichen Ichs resultiert Ambivalenz, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Diese Dimensionen der Ambivalenz sollen im folgenden dargestellt werden.

Eine erste Dimension der Ambivalenz findet sich im inhaltlichen Bereich. Frauen, die im Bereich Frauenforschung arbeiten, müssen sich sowohl in der herkömmlichen Wissenschaft auskennen als auch in den aktuellen Diskussionen der Frauenforschung. Der Grund dafür, daß Frauen sich normalerweise nicht einfach von den herkömmlichen wissenschaftlichen Themen und der Art ihrer Bearbeitung verabschieden können, liegt vielfach an der Notwendigkeit, sich durch Examen, Promotion oder Habilitation innerhalb der sozialen Welt Wissenschaft zu qualifizieren. In den Interviews wird diese Notwendigkeit mit den Begriffen ›Zweigleisigkeit‹ oder ›Zweisprachigkeit‹ umschrieben.

Die Bewertung dieser Ambivalenz im inhaltlichen Bereich ist unterschiedlich. Erscheint sie zum einen als lästige Notwendigkeit, die aufgrund der Machtverhältnisse augenblicklich nicht zu umgehen ist, so wird sie in einem anderen Fall als etwas Positives angesehen, was zur Differenzierung und Bereicherung der Positionen führt.

Eine zweite wesentliche Dimension der Ambivalenz findet sich im Wertsystem. Ich hatte bereits von der Verinnerlichung der in der sozialen Welt relevanten Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien gesprochen. Diese Bewertungsstandards koexistieren mit den Standards, die sich aus der Vorstellung darüber, was Frauenforschung ist, ableiten. Die Ambivalenz in diesem Bereich ist sehr konfliktgeladen, denn explizit wenden Frauen sich gegen die männlich geprägten Bewertungen. So

werden diese Bewertungen nicht offen vertreten, sondern scheinen implizit in Aussagen wie folgenden durch: »Da kann man langfristig nur'n Dr. päd. machen.« Das »nur« in diesem Zusammenhang spiegelt eine persönliche Wertung wider, die jedoch rückgebunden ist an ein Wertesystem innerhalb des universitären Feldes, das eine Rangfolge innerhalb der einzelnen Fachdisziplinen aufstellt. In dieser Ordnung nimmt die Pädagogik eine untergeordnete Stellung ein, was wissenschaftliches Ansehen angeht. Obwohl also innerhalb der Frauenforschung das Postulat nach Interdisziplinarität, nach Gleichberechtigung aller am Forschungsprozeß teilnehmenden Frauen (unabhängig von Fach und wissenschaftlichem Status) aufgestellt wird, wird großer Wert auf die Disziplin gelegt, auch wenn, wie in diesem Fall, der Frauenforschungsansatz im Fach Pädagogik leichter durchzusetzen wäre.

Ich mache zwei Umstände für diese Ambivalenz im Wertungsbereich verantwortlich. Zum einen liegt ein Grund in der schon erwähnten Verinnerlichung der als männlich apostrophierten Werte im Laufe der wissenschaftlichen Ausbildung. Zum anderen weist die Frauenforschung selber ein großes Defizit hinsichtlich spezifischer Bewertungskriterien auf. Freiheit und Unabhängigkeit im Forschungsprozeß, Forschung als individuelle und kollektive Selbstfindung, herrschaftsfreie Umgangsweisen innerhalb der Forscherinnengemeinschaft, dies sind einige Schlagworte, die sich aus den Aussagen über Ansprüche und Vorzüge der Frauenforschung ableiten lassen. Doch sind dies Postulate auf sehr abstrakter und allgemeiner Ebene, deren Umsetzung in konkretere Kriterien von Qualität und Erfolg feministischer Forschung noch aussteht.

Eine ebenso wichtige wie ungelöste Frage wird beispielsweise in der Debatte um Qualifizierungsprofile in der Frauenforschung bei Besetzung von Stellen sichtbar. Die gebräuchliche Formulierung: »ausgewiesen in feministischer Forschung« täuscht darüber hinweg, daß eigentlich sehr wenig geklärt ist, was darunter zu verstehen ist. Praktisch greift man deshalb vielfach auf die gängigen Kriterien wie Anzahl von Veröffentlichungen, Titel etc. zurück oder auf die persönliche Bekanntheit mit einer potentiellen Stelleninhaberin. Doch gerade der erste Kriterienkatalog wird zu Recht als frauendiskriminierend abgelehnt und stimmt auch nicht mit Grundüberzeugungen der Frauenforschung überein. So soll entsprechend dem Postulat der Theorie-Praxis-Verbindung oder der Verwurzelung der Forschung in der Bewegung praktische Arbeit ebenso viel gelten wie publizierte Artikel, soll Wissen als (Lebens-)Erfahrung als einem akademischen Grad gleichwertig angesehen werden. Das zweite Kriterium war spätestens in dem Moment nicht mehr handhabbar, wo die Frauenforschung über den Status eines vertrauten Zirkels hinauswuchs.

Dazu paßt auch die Beobachtung hinsichtlich eines Interviews, das sich über große Strecken wie eine feministische Verdienstliste liest. Die Initiierung von Projekten, die Entdeckung neuer Themen, politische Aktionen und das öffentliche Wirken im Frauenzusammenhang gehören dabei in den Kanon verdienstvoller Tätigkeiten, worin sich das »richtige« Bewußtsein dokumentiert.

Eine dritte Dimension der Ambivalenz zeigt sich in der Funktion der Frauenforschung. Auf der einen Seite ist ganz deutlich, daß der Prozeß des Forschens für viele Frauen über den Weg der Frauenforschung erst die Attraktivität gewinnt, die sich in den Interviews zeigt. Motivation und die Begeisterungsfähigkeit verdanken sich zu weiten Teilen dem Engagement

in diesem Bereich. Wird der Produktionsprozeß von Wissen in dem »männerdominierten Raum« als aversiv und demotivierend erlebt, so wird in der Hinwendung zur Frauenforschung eine produktive, herausfordernde und spannende Auseinandersetzung mit Wissenschaft ermöglicht. Indem die Frauen einen Raum gefunden haben, auf die ihnen angemessen erscheinende Art Fragen zu stellen und Antworten zu suchen, wird ihnen der Zugang zum wissenschaftlichen Arbeiten ermöglicht, der andernfalls aufgrund von Studienfrustration und Wissenschaftsüberdrüssigkeit versperrt geblieben wäre. Das Verlassen der institutionell vorgegebenen Räume führte also nicht zu einer völligen Abwendung, sondern eröffnete im Gegenteil Möglichkeiten eigener wissenschaftlicher Räume und damit einer eigenen Identität als Wissenschaftlerin. Der Weg aus der traditionellen Scientific Community heraus führt geradewegs in die wissenschaftliche Auseinandersetzung. Hierin mache ich die wichtigste Funktion von Frauenforschung aus.

Die andere Seite zeigt jedoch, daß das Engagement im Bereich Frauenforschung auch eine erhebliche Belastung mit sich bringt. Neben der bereits erwähnten Mehrbelastung im inhaltlichen Bereich tritt eine Belastung zutage, die als existentieller einzuschätzen ist. Das Fehlen von Strukturen, das von den Frauen immer wieder als große Möglichkeit zur Eigengestaltung angesprochen wird, kann ebenso zu Gefühlen der Überforderung führen.

Unter fehlenden Strukturen können sowohl das Nichtvorhandensein eines wissenschaftlichen Apparates, der die Arbeit erleichtert, wie auch fehlende finanzielle Mittel subsummiert werden. Letzteres führt zu permanenten Existenzsorgen individueller Art. So können nur ganz wenige Frauenforscherinnen mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit auf ihrem Fachgebiet eine angemessene Entlohnung erwarten. Der überwiegende Teil der Arbeit wird ohne Bezahlung oder im sog. »grauen« Arbeitsmarkt geleistet, d.h. in nicht abgesicherten, befristeten Arbeitsverhältnissen.⁴

⁴ Es gibt einige wenige Lehrstühle, die explizit für Frauenforschung eingerichtet wurden, z. B. die erste Professur für historische Frauenforschung in Berlin (Prof. Ute Frevert). Der Normalfall im Hochschulbereich sind Stellen, die von Frauen besetzt sind, welche sich der Frauenforschung verschrieben haben. Die Tätigkeiten auf diesem Gebiet laufen meist neben den üblichen Verpflichtungen. So spricht die Professorin Herlinde Pissarek-Hudelist davon, daß Frauenforschung immer noch als »Hobby« betrieben wird und auch so gesehen wird; die Folge ist ein hoher Kraft- und Zeitaufwand *neben* den normalen Verpflichtungen. Tagungsprotokoll der Tagung zur Institutionalisierung von Frauenforschung, 18./19. März 1991 i.d. Evangelischen Akademie Tutzing).

IV. FAZIT

Bis ins Jahr 1908 waren Frauen auf deutschen Universitäten zum Studium nicht zugelassen, erst seit 1920 dürfen Frauen sich habilitieren. Drei Jahre später werden die ersten Frauen zu Professorinnen ernannt (Margarethe von Wrangell und Mathilde Vaerting). Doch auch im Jahre 1990, also 80 Jahre nach der formalrechtlichen Gleichstellung, beträgt der Anteil der Frauen an der Professorenschaft lediglich 5%, der weibliche Anteil an den Habilitanden in Münster im Jahre 1991 betrug 7,6% (entspricht etwa dem Bundesdurchschnitt)⁵.

Schlußfolgerung aus dieser Misere war, zahlreiche Programme zur Förderung von Frauen zu verlangen. Vieles davon ist inzwischen in die Tat umgesetzt, trägt einige Früchte und macht für Frauen einiges leichter. Doch zeigt sich durch die von mir durchgeführte Untersuchung vor allem folgendes: an der Wahrnehmung der Scientific Community als ›männerdominierter Raum‹ hat sich nichts grundlegend geändert.

Die formalrechtliche Gleichstellung und die Erschließung höherer Bildungswege beendet nicht die Ausgrenzung von Frauen. Der Ansatzpunkt für eine Überwindung liegt demzufolge nicht in dem Abbau institutioneller Behinderungen und Diskriminierungen (wobei ich deren Wichtigkeit damit in keiner Weise in Abrede stellen möchte!), sondern muß auf einer tieferliegenden Ebene angesiedelt werden. Diese Ebene sehe ich, bestätigt durch die theoretischen und empirischen Überlegungen, auf der Ebene der Konstituierung des Subjektes der Wissensproduktion. Die Wurzeln der Ausgrenzung liegen in den spezifischen Herstellungs-, Aneignungs- und Kommunikationsstrukturen der Scientific Community. Dementsprechend ist der wichtigste Schritt zur Etablierung einer eigenen Identität als Wissenschaftlerin die Etablierung einer eigenen Kultur der Wissensproduktion, und zwar als individueller und als kollektiver Prozeß. Dies geschieht unter dem Vorzeichen ›Frau-sein‹, entsprechend zu der Apostrophierung der abgelehnten Wissenschaftskultur als ›männlich‹. Insofern der Ausschluß der Frauen als das Andere der Vernunft nicht zufällig geschah, ist diese Dichotomisierung sicherlich angemessen.

Doch ist diese Entwicklung meiner Ansicht nach damit an keinen befriedigenden Endpunkt gekommen, die Synthese steht noch aus. Zu diesem Urteil veranlaßt mich zum einen die Beobachtung der Ambivalenz, die die Dichotomisierung in ›Männerräume‹ – ›Frauenräume‹ mit

⁵ Bericht der Frauenbeauftragten der Westfälischen Wilhelms-Universität und Universitätszeitung 24. Jg. Nr. 2 (April 1991).

sich bringt. Diese Ambivalenz halte ich für eine Zeitlang fruchtbar, so wie die Ausbildung eigener Frauenräume eine überaus schöpferische Quelle darstellt. Doch letztlich muß die Zuordnung dieser beiden Räume in den Blick kommen, denn die Problematik der Geschlechterdifferenz beruht ja gerade darauf, daß es zwei Geschlechter gibt, die in irgendeiner Weise aufeinander bezogen werden müssen. Zum anderen kann die Identitätskonstruktion in der grundlegenden Dimension ›berufliche Existenz‹ nicht in Absehung von der Geschlechtsrolle geschehen. Obwohl ich also die kollektive (der Scientific Community zugehörnde) als auch die individuelle Tragweite dieser Identitätskonstruktion sehe, konstatiere ich auch eine Negativseite: die »Abseitsfalle«. Die Gefahr, daß mit der Institutionalisierung der Frauenforschung wiederum ein Ausschluß stattfindet, ist weniger paradox, als es auf den ersten Blick scheint. Die These von der Frauenforschung als selbstgeziimertem Ghetto stellt sich nicht nur hinsichtlich der Enklaven der autonomen Forschungsstellen, sondern auch hinsichtlich der universitären Frauenforschung. Mehr noch, auf einer Tagung, die vom AStA der FU Berlin Mitte Februar 1992 veranstaltet wurde, wurde bereits die Frage gestellt, ob Frauen, die eine Universitätskarriere ins Auge fassen, dies schon fast nur noch über den Gegenstand ›Frauenforschung‹ tun können, während andernorts die Stellenbesetzungspolitik weiter läuft wie gewohnt. Oder anders ausgedrückt: mit der Einrichtung von Frauenforschungsstellen ist die Stellenbesetzungsdebatte im Hochschulbereich erledigt.

Die Frauenforschung, so mein Fazit aus dieser Untersuchung, ist ein unerläßlicher Ort der individuellen und kollektiven Identitätsfindung von Frauen. Sie ist weiterhin ein unerläßlicher Gewinn, was die Inhalte von Wissenschaft angeht. Doch die Frage, wie Frauen als Subjekte der Wissensproduktion vorgehen und was über Frauen als Objekte dieser Wissensproduktion ausgesagt werden kann, ist zu trennen von der politischen Notwendigkeit einer gleichberechtigten Repräsentanz von Frauen in allen öffentlichen Räumen. Denn das eine ist für sich so unverzichtbar wie das andere.

Ulrike Iken, Dipl. theol., Dipl. psych., ist Lehrbeauftragte für Feministische Theologie an der Katholischen Fachhochschule Osnabrück-Vechta. Bis zum Sommer 1992 hat sie als Wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Christliche Sozialwissenschaften der Universität Münster gearbeitet.